

Illustriertes Sonntags-Blatt.

Wochenbeilage zum „Erzähler vom Westerwald“.

Donnerstag, den 30. Januar

1911

Friedrich Rückert.

(Zum 50. Todestag.)

Von Joh. Peter.

(Nachdruck verboten)

Am 31. Januar jährt sich zum 50. Male der Tag, da Friedrich Rückert, der Größte einer auf dem deutschen Parnass, das Zeitliche gesegnet, sein so reichlich quellender Liebermund für immer verstummt ist. Die Bewunderung, die ihm seine Zeitgenossen in so reichem Maße gezollt und die auch die Nachwelt ihm nicht schuldig geblieben, nötigt uns zu unaussprechlichem Danke für all das Schöne, Große, Ewige, Wahre und Erhabene, das uns seine gottbegnadete Muse in über-schwänglicher Fülle beschert und das den deutschen Namen vor aller Welt mit neuem Glanz verklärt hat. Und dieses Dankgefühl, das der deutschen Brust so ur-eigen ist wie die deutsche Treue, läßt uns heute, in den Stürmen des Weltkrieges, nicht des Mannes vergessen, der uns den „Liebes-frühling“, die „Geharnischten So-nette“ und „Die Weisheit des Brahmanen“ geschenkt hat, Gaben, womit sich unser Volk im Weltstreit der Kulturvölker sehen lassen kann.

Trotzdem Rückert in seiner viel-gestaltigen Dichtung Kosmopolit in des Wortes wahrster Bedeu-tung ist, war er doch der Deutsch-nationalsten einer, der, wie Goethe und Schiller, mit dem Fuß im deutschen Boden, mit dem Herzen im guten deutschen Volke wurzelte und mit dem ge-danken- und ideenreichen Haupt in die Regionen der Weltliteratur reichte. Es gibt kein Gebiet der Dichtung, keine Form der Völ-ker-literatur, keine Vers-, Reim- und Strophengestaltung, die er nicht in anerkannter Meisterschaft be-handelt und beherrscht hätte. Das ganze Universum, die ewigen Ideale von Gott und Welt, Geist und Natur, Leib und Seele, Endlichkeit und Unendlichkeit, Zeit und Raum, Sitte und Moral offenbaren sich in seiner alle sozialen Fragen des Lebens beherrschenden Dichterseele und finden ihren glänzendsten Ausdruck, in dem uns der unendliche Wort- und Gedankenreichtum unserer Muttersprache so recht klar wird, und auf das bloße Hinschauen könnte man den frucht-barsten aller deutschen Dichter, der Rückert in Wirklichkeit war, ebenso gut für einen Franzosen, Engländer oder Orientalen halten, der uns in deutscher Sprache die Weltwahrheiten predigt, wenn uns in seinen Liedern, Balladen, Märchen, Legenden und Parabeln,

namentlich aber in seinen mannhaften „Deutschen Gedichten“ der große deutsche Stern aufginge, der uns die nationale Be-deutung dieses Genies, seine

unendliche Liebe zum deutschen Vaterlande sowie sein echt deut-sches Fühlen, Denken, Streben und Handeln so recht anschaulich zu Gemüte führt.

Seine gegen Napoleon gerichteten „Geharnischten Sonette“ sind heute ebenso aktuell wie vor hundert Jahren und können ebenso gut wider die Todfeinde des deutschen Volkes in diesen sturm-bewegten Tagen in die Schlacht-reihe geführt werden mit der-selben Wirkung, die sie damals auf die deutschen Gemüter geübt, und in diesem Sinn ist Rückert ein nationaler Dichter ohne zeit-liche und räumliche Beschränkung. Geboren am 16. Mai 1788 zu Schweinfurt in Bayern, verlebte Rückert seine erste Jugend in Oberlauringen, die er als Mann in seinen ansprechenden „Erin-nerungen aus dem Knabenalter eines Dorfschulmannssohnes“ schilderte. Nach dem Besuche des Gymnasiums in seiner Vaterstadt bezog er die Universität in Würz-burg, um die Rechte zu studieren, vertauschte aber diese Fakultät bald mit der seinem Wesen und seiner Begabung mehr zusagenden philosophischen und widmete sich nun hauptsächlich dem Studium der Sprachen und der schönen Literatur. 1809 war er im Be-griffe, in die österreichische Armee einzutreten, erfuhr aber auf dem Wege nach Wien die Niederlage von Wagram, worauf er sich über ein Jahr bei seinem Vater auf-hielt.

Nach Erlangung der Doktor-würde an der Göttinger Hoch-schule ward er Privatdozent der Philologie in Jena, wo er ein Jahr blieb, und ließ sich dann in Würzburg als Privatgelehrter nieder. Noch einmal wollte er nach der Leipziger Schlacht für Deutschlands Befreiung in die Reihen der Streiter treten, aber seine durch das anstrengende Studium hart mitgenommene Gesundheit verhinderte diesen Entschluß. Dafür aber schenkte er seinem Volke die „Zeitgedichte“, die ihn würdig den Sängern der Befreiungskriege angliedern.

1815 bis 1816 redigierte er mit Haug das Cottasche „Morgen-blatt“ in Stuttgart, ging dann 1817 nach Rom, wo er namentlich



dem Volksesang große Aufmerksamkeit widmete. Aber die Sehnsucht nach der deutschen Heimatsflur zog ihn bald wieder zurück, wobei er sich unterwegs vorübergehend in Wien aufhielt. Hier lenkte der Orientalist Hammer-Purgstall seine Aufmerksamkeit auf die orientalischen Sprachen und auf die üppige Literatur des Morgenlandes; daß er sich mit Leidenschaft auf das Studium des Arabischen, Persischen und Türkischen warf, worin er es zu solcher Meisterchaft brachte, daß er bald alle führenden Geister auf diesem Gebiet übertraf.

In Koburg, wo er nun fast sechs Jahre als Privatgelehrter an der dortigen Bibliothek lebte, befreundete er sich mit dem Grafen Platen, bis er endlich 1825 trotz bedeutender Gegnerschaft den Lehrstuhl für orientalische Sprachen an der Universität Erlangen erhielt, was ihm umso erwünschter kam, als er sich bereits mit Luise Vietthaus-Fischer von Neufes seinen eigenen Herd gegründet hatte, so daß nach seinem eigenen Geständniß, „der Blumenstov von Neufes nicht mehr zum Futter für seine (drei) Zungen reichte“.

Bis 1841 blieb Rüdt in Erlangen, dann folgte er einem Rufe an die Berliner Universität, wo er nicht recht heimisch werden konnte, trotzdem ihm gestattet worden war, Sommers über auf seinem kleinen Landgute zu Neuses leben zu dürfen. Knapp vor Ausbruch der Märzrevolution 1848 verkaufte er Berlin dauernd mit Neuses, wo er mit einer ansehnlichen Gnadenpension glücklich und zufrieden im Kreise seiner geliebten Familie und im anregenden Verkehr mit der ländlichen Natur bis zu seinem am 31. Januar 1866 erfolgten Tode lebte, in den ihm seine Luise bereits neun Jahre vorher vorausgegangen war.

Müder war ein edler Mensch und einer der fruchtbarsten Dichter. Alles, was sein Inneres bewegte, fand seinen Ausdruck in Vers und Reim. „Was mir nicht gesungen ist, ist mir nicht gelehrt“, bekennt er selbst, und weil er geistig so viel erlebt, so hat er auch so viel gedichtet, daß begreiflicher Weise nicht alles Gold sein kann, was seine Muse hervorgebracht. Trotzdem aber bleibt des Unergründlichen in seiner Dichtung so eine reiche Fülle übrig, daß wir uns dieses Besitzes nicht genug freuen können.

nicht genug sein können.
Namentlich als Lieberdichter
entfaltete er eine unglaubliche
Fruchtbarkeit, und selbst sagt er:
"Mehr als Blumen im Gefilde
sprossen Lieber täglich unter mei-
ner Feder." In seinem "Liebes-
frühling" offenbart er sich als
ein Lyriker, der mit Goethe und
Heine auf gleicher Stufe steht.
Bezeichnend ist Schenkels Urteil
darüber: "Rückerts 'Liebes-
frühling' ist epochemachend, ist
eine poetische Tat; denn seit
Goethe hat die deutsche Lyrik
nichts mehr so Herzliches, an-
mutig Lyrisches, so Zartes und
Zinniges in seelenschöner Liebes-
einfalt und sonniger Klarheit gesungen. In fast zahllosen Bildern
spiegelt sich des Dichters innerstes Geistes- und Seelenleben, das
Leben seines Willen Hauses, wie das Leben großer Völkerfamilien
im ungetrübtesten Glanze."

Auch die Natur bejingt Rückert in unsterblichen Liedern. Man braucht nur an das wunderbare „Abendlied“, an das hymnenartige „Frühlingslied“ zu erinnern, wahre Goldperlen urreichster Lyrik. Den Preis des Vaterlandes und des deutschen Volkes singt er in seinen „Zeitgedichten“, unter denen die „Geharnischten Sonette“ einen dauernden Platz einnehmen. Nicht minder groß ist seine Bedeutung im religiösen Liebes. Sein ergreifendes „Abdientlied“ und „Bethlehem und Golgatha“ sind schöne Beweise seines frommen, deutschen Sinnes.

Ins Gebiet der Spruch- und Lebrdichtung gehört sein aus
gnomenartigen Sprüchen, philosophischen Epigrammen, Fabeln
und Parabeln zusammengesetztes Lebenswerk "Die Weisheit des
Brahmanen", in dem sich des Dichters hoher, reicher Denkergeist
offenbart. Legende und Parabel ("Es ging ein Mann im Syren-
land"), Ballade ("Barbarossa im Kyffhäuser"), Romanze, Sage
und Märchen ("Vom Baumlein, das andere Blätter hat gewollt")
behandelt er mit derselben Meisterkraft wie jede andere Dichtungs-
art. Selten hat ein so vortrefflich den kindlichen Ton getroffen

Wie er, so daß man ihn nicht mit Recht einen Dichter be-
nennen kann. Darum ist er auch in den deutschen Lesebüchern
unserer Schulen ein so häufiger Gast.

Seine Meisterkraft in der Beherrschung der orientalischen Sprachen beweist er in seinen Werken „Schl-King“, einem Nleder- buch der Chinesen, Kal und Damajanti“, einer Episode aus den indischen Heldengedicht Mahabharata, „Küstern und Subwab“, einem persischen Heldenepos, den „Malamen des Hariri“ aus dem Arabischen, die durch erstaunliche Sprachbeherrschung und Bilderpracht glänzen, und durch die „Destlichen Rosen“ aus Persien. In allen Zonen ist er zu Hause, den poetischen Stimmen aller Völker lauscht er, alle Formen der abend- und morgenländischen Dichtung beherrscht er, „wohin er seine Wunscheluete trägt, da fördert er gediegenes Gold zu Tage“. Er ist in Wahrheit ein Herkules der Poesie, den Keim behandelt er mit unerreichter Virtuosität, selbst Platen kommt ihm da nicht gleich, der doch sonst als der erste Formkünstler in der deutschen Dichtung gilt. —

Wir können diese Skizze nicht besser schließen, als mit dem Urteil des Literaturhistorikers Hillebrand: „Im allgemeinen zu sprechen, hat Rüdert im Reiche der Lyrik schönste Melodien gefungen, welche fortleben werden, so lange es Menschen gibt, um sie zu hören.“

sie zu empfinden. Auf seiner
Leier tönen die Gedanken und
Weisheitssprüche wunderbar leicht
und frei zusammen mit den zar-
testen, innigsten Gefühlen, ver-
schlingen sich Lust und Schmerz,
Zweifel und Vertrauen, Glaube
und Hoffnung, Naturempfin-
dungen und Geistestriebe zu einem
schönen Akkorde ineinander. Nicht
leicht hat ein anderer Dichter die
Betrachtung ungezwungener in
den Mittelpunkt des Gefanges
hingestellt, den Gedanken sinn-
reicher mit der Anschauung, die
Idee freundlicher mit dem Wilde
vermählt, die Natur reiner und
gefälliger in das Menschenleben
eingeführt, als er, und das idyl-
lische Heimweh hat sich kaum
sonstwo so mildbäuelnd um die
große, weite Welt gelegt, als in
seinen Liedern."

Spruch.

Sei stark mein Herz, ertrage still
Der Seele tiefes Leid;
Denk', daß der Herr es also will,
Der fesselt und befreit.

Und traf dich seine Hand auch
schwer,
In Demut nimm es an.
Er legt auf seine Schulter mehr,
Als sie ertragen kann.

Er weiß es, was das Beste ist,
Drum gib dich mutig drein,
Er weiß, daß du bekümmert bist,
Er weiß es, er allein.



Das Künstler-Haus in Neuses bei Coburg,
woselbst der Dichter seine letzten Jahre verbrachte und auch verstarb.

Der rote Schmetterling.

Roman von Matthias Biank.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Wer mochte sie sein, diese Dame mit dem roten Schmetterling? Er wußte nicht, in welche Sorte von Menschen er sie einreihen sollte. War sie am Ende doch eine Fremde, die vielleicht nie mehr nach München zurückkam.

Aber dann hätte sie doch keine Ursache gehabt, ihn zu verleugnen.

Hatte sie die schroffe Abweisung nur ihm zugebracht? Würde sie gegen Thorn und Hartmann ebenso gewesen sein?

Nur das hatte er wieder gesehen, welche interessante Schönheit der rote Schmetterling war. Unter ihren Augen waren tiefe

Schatten gewesen, durch die das Weiß noch umso stärker leuchtete. Mit einer befehlenden Geberde hatte sie den Kopf gehoben.

Und die Sehnsucht nach diesem zierlichen Körper, der so jugendlich biegsam erschien, nach den dünnen, roten Lippen, die wie Korallen schimmerten, und nach den wissenden Augen, die von schweren Erlebnissen bericheteten, steigerte sich durch die schroffe Abweisung noch mehr.

Aber was nützte ihm alles!
Eine ärgerliche Erbitterung stellte sich ein, — und als er weitersehenderte, brachte er seine Gedanken von dem roten Schmetterling nicht mehr los, aber er versuchte, das Bild zu beschmugen; er wollte den Wert niederdrücken, um das Bewußtsein zu empfinden, daß er nichts verloren haben könnte.
Die Gestalt war schließlich zu klein! Und die Fahlheit ihrer Wangen war sicherlich krankhaft! Der Mund war auch etwas zu breit. Und verleugnet hatte sie ihn wohl nur deshalb, weil sie gerade den Dreien nicht wissen lassen wollte, daß sie selbst bedeutungslos war.

Er hatte sich förmlich hinein verbissen, nur das Häßliche an ihr zu entdecken.

Wo mochte sie nur hingereist sein?
Jedenfalls würde er Thorn und Hartmann gegenüber von dieser Begegnung schweigen.

Und an diesem Abend irren seine Gedanken oftmals zu dem roten Schmetterling zurück.

Am darauffolgenden Morgen gegen halb neun Uhr fuhr Doktor Leo Rummel mit der elektrischen Straßenbahn nach seinem Bureau.

Er war beim Landgerichte München I zweiter Staatsanwalt.

Als er in das Arbeitszimmer, von dessen Fenster aus er einen Blick über den alten Botanischen Garten hatte, eingetreten war, sah er, ehe er noch den Frühling überzieher auszog, sofort gewohnheitsgemäß nach dem Schreibtisch, ob mit dem Einlaß dringende Sachen gekommen seien.

Auf dem obersten Alte leuchtete ihm ein mit Rotstift hingzeichnetes Kreuz entgegen. Mit Blau- stift stand darunter: Eilt sehr! Mord!

Doktor Rummel war schon so lange Staatsanwalt gewesen, um zu wissen, was das für ihn bedeutete. Ein solches Verbrechen brachte eine Fülle von Aufregungen, Arbeiten und Verantwortlichkeiten.

Da Doktor Rummel nicht den Ehrgeiz hatte, in seinem Berufe gerade die schwierigsten Aufgaben zugewiesen zu erhalten, so empfand er zunächst nur den Unwillen über die Arbeitsbürde, die von ihm verlangte, Stunden über seine Arbeitszeit hinaus tätig zu sein.

Er hob den Akt vom Schreibtische auf, um sich flüchtig zu unterrichten, was geschehen war.

Dabei fiel aus dem Akt eine Photographie auf den Boden nieder.

Er bückte sich.
Es war das Bildnis einer jungen, hübschen Dame.

Da entschlüpfte seinen Lippen ein erstaunter Ausruf:

„Der rote Schmetterling!“

Da er diese Unbekannte doch erst am Abend vorher noch gesehen hatte, so war das Bild von ihm sofort erkannt worden, das Bild des roten Schmetterlings.

Aber wer war der rote Schmetterling? Und wie kam das Bild gerade in den Akt, der mit dem roten Kreuz bezeichnet war?

Staatsanwalt Doktor Rummel setzte sich an seinen Schreibtisch, ohne den Ueberzieher erst auszuziehen und hastete über die Zeilen des bereits umfangreich gewordenen Aktes, der die Ueberschrift trug:

„Mord an Manfred Löwenberg.“

VII.

Bereits seit einer halben Stunde ging Hans Thorn unermüdlich auf und nieder; es war zwischen ihm und Jda Hartmann verabredet gewesen, daß sie sich um sieben Uhr zum Besuche eines Konzerts treffen wollten. Nun war es bereits halb acht Uhr und er schaute immer noch vergebens die Ludwigstraße hinunter und zur Haltestelle der Straßenbahn hinüber, ob kein Wagen sie brachte.

Hatte er sich auch nicht geirrt? Odeonsplatz, an der Ecke der Kunsthandlung war vereinbart gewesen.

Schon oftmals hatte er nach der Uhr gesehen.

Der Zeiger strebte weiter.

Ihm mußte dieses Ausbleiben um so wunderlicher erscheinen,

da sie sonst sehr pünktlich zu sein pflegte. Von ihr selbst hatte er einmal das Wort gehört, Pünktlichkeit sei die Höflichkeit der Könige.

Und nun schlug die Uhr der Theatinerkirche halb acht Uhr. Was mußte vorgefallen sein? War sie durch irgend einen Zufall verhindert worden? War sie erkrankt? Dann hätte sie doch ihren Bruder geschickt.

Hans Thorn wartete weiter, wobei sich aber seine Unruhe bis zur Unerträglichkeit steigerte.

Auf acht Uhr war der Beginn des Konzertes festgesetzt und er hatte die beiden Eintrittskarten schon besorgt.

Immer wartete er noch auf eine Straßenbahn. Aber keine der vielen Wagen brachte Jda Hartmann.

Als die Kirchenuhr dann dreiviertel schlug, da ertrug er die Ungewißheit nicht mehr länger. Er winkte eine Autodrosche heran, stieg ein und nannte dem Führer Hartmanns Adresse. Er wollte sich nun selbst Gewißheit holen, denn er hätte sonst die Nacht hindurch zu keiner Ruhe kommen können.

Hastend eilte er die Treppe empor und klingelte.

Das Treppenhaus war durch die kleine Glühbirne erhellt. Trotz des schrillen Läutens mußte er vor der Tür einige

Zeit warten, so daß er schon glaubte, es sei niemand in der Wohnung. Dann aber drang an sein angestrengt lauschendes Ohr ein schlurfender Schritt und ohne daß die Tür geöffnet worden wäre, hörte er von innen heraus eine fragende Stimme:

„Wer ist draußen?“

Es war Jda Hartmanns Stimme, die einigermaßen wieder beruhigte.

„Ich bin es, Hans!“

„Du!“

Dann war es wiederum still; aber die Tür wurde auch jetzt noch nicht geöffnet; es schien ihm, als wäre Jda über irgend etwas unentschlossen.

„Willst du mir nicht öffnen?“

„Ich kann leider nicht. Fris ist nicht zu Hause und ich selbst fühle mich nicht wohl. Ich habe Kopfschmerzen, und dann kann ich dich auch gar nicht empfangen.“

„Wir hatten uns doch um sieben Uhr am Odeonsplatz verabredet.“

Er vernahm einen unterdrückten Ruf und dann die Worte:

„Du mußt mich entschuldigen, du darfst mir deswegen nicht zürnen. Ich hatte es wirklich ganz vergessen. Meine Unpäßlichkeit war daran schuld.“

„Ist es nichts Schlimmes?“

„Ganz gewiß nicht! Es wird auch vorübergehen. Vielleicht morgen schon.“

„Darf ich dir nicht wenigstens die Hand reichen?“ bat er darauf.

Dann hörte er das Klirren der Sperrkette; ein schmaler Spalt öffnete sich, durch den sich Jdas Hand herausschob.

Hans Thorn ergriff sie, um sie an seine Lippen zu führen; aber

da fühlte er ein neues Erschrecken und erneute Angstlichkeit.

Ihre Hand war sonst immer warm gewesen, aber jetzt lag sie in der seinigen eiskalt und zitterte merklich.

„Mein Gott deine Hand!“

Da entzog sie ihm diese rasch wieder.

Und Hans Thorn fragte besorgt:

„Fehlt dir wirklich nichts? Wäre es nicht besser, einen Arzt zu verständigen?“

„Nein, nein! Du magst es gut mit mir meinen und ich bin dir auch sehr dankbar dafür. Aber ein Arzt kann mir auch nicht helfen.“

„Was ist es denn?“

„Nichts, gar nichts! Morgen wird alles vorüber sein!“

„Darf ich morgen wieder anfragen?“

„Willst du mittags kommen?“

„Wenn ich darf?“

„Auf Wiedersehen dann.“

Die Tür schob sich zu und ein Schlüssel wurde im Schloß umgedreht.

Langsam stieg Hans Thorn wieder die Treppe hinunter. Seine Gedanken beschäftigten sich unermüdlich mit dem

soeben Erlebten. Jda Hartmann hatte die Verabredung vergessen. Das war ja möglich, und ebenso möglich war es schließlich



Das Grab Rüderts und seiner Gattin in Neuses.

auch, daß sie sich unpäßig fühlte und an Kopfschmerzen litt. Aber daß sie ihm gesagt hatte, ein Arzt könne ihr auch nicht helfen, das war eine Bemerkung, die ihn noch weiter ängstigte. Gegen Kopfschmerzen und Unpäßlichkeit würde ein Arzt doch Mittel wissen, was mochte es denn sonst gewesen sein, worunter sie litt?

So sehr er sie liebte, mit um so schärferen Augen beobachtete er. Stets war ihr Wesen etwas sonderbar erschienen; in den ersten Jahren, da er sie als die Schwester Hartmanns kennen gelernt hatte, war sie verängstigt und menschlichen gewesen, still und wortkarg. Allmählich war sie denn anders geworden, was er schließlich auf seine Einwirkung zurückgeführt hatte. Aber dabei waren doch immer wieder Rücksälle gekommen, bei denen sie wie verwirrt und geistesabwesend vor sich hinstarrte. Aber auch solche Augenblicke schienen schließlich völlig verschwunden. Jedoch damals, als er mit Hartmann von dem Ausfluge zur Konradshöhe zurückgekommen war, als sie die Skizze von dem roten Schmetterling gesehen hatte, da war wieder das seltsame Verhalten durchgebrochen. Es war, als trüge sie irgend ein Geheimnis, unter dem sie litt.

Aber warum vertraute sie sich ihm dann nicht an?

Sie mußte doch wissen, daß er sie verstehen und daß er ihr sogar tragen helfen, ja die ganze Bürde völlig abnehmen würde, wenn es nur in seiner Macht liegen sollte.

Oder phantasierte er wieder zu viel? Konnte nicht über jeden Menschen eine vorübergehende Unpäßlichkeit kommen, ohne daß gerade besondere Ursachen vermutet werden mußten? Er träumte zu viel.

Es hatte ihn doch auch der rote Schmetterling den Dichter genannt.

Diese Fremde war von ihm noch nicht vergessen worden; noch oftmals hatte er an die Augen denken müssen, deren Blick so viel zu erzählen wußte, vielleicht von Erlebnissen, die nie den Weg über die Lippen finden. Wenn er auch kein Dichter war, wie sie ihn genannt hatte, wenn er auch keine Lieder schrieb, so hatte er um diesen roten Schmetterling doch eine Geschichte erfunden, die er niedergeschrieben und an eine illustrierte Zeitschrift verkauft hatte.

Hans Thorn war als Schriftsteller ziemlich begehrt, denn seinen Romanen und Geschichten wurde immer große Phantasie und geschickter, technischer Aufbau nachgerühmt. So hatte er die Begegnung mit dem roten Schmetterling bereits verwertet. Das kleine, unscheinbare Abenteuer hatte er aber noch nicht vergessen. Immer wieder fiel ihm die Trügerei des roten Schmetterlings ein, immer suchte er hinter ihr noch ein Geheimnis.

Schließlich hatten ihn aber die Augen des roten Schmetterlings doch betrogen, wie er auch bei der Unpäßlichkeit seiner Braut zu sehr nach geheimnisvollen Ursachen gesucht hatte?

Am nächsten Mittag traf er, wie er es verabredet hatte, bei Hartmann ein.

Ida selbst öffnete ihm.

„Das ist lieb von dir! Hoffentlich zürst du mir nicht mehr, daß ich dich gestern vergessen hatte.“

Harmlos klang ihre Begrüßung und ein Lächeln spielte über die dünnen Lippen; nur die Augen waren umrandert, als wollten sie von einer schlaflos durchwachten Nacht erzählen. Auch die Farbe ihres Gesichtes erschien ihm fahler als sonst.

„Gewiß nicht. Aber wie fühlst du dich heute?“

„Es ist alles vorbei!“

„Was war es nur?“

„Nicht fragen, Hans! Ich könnte dir auch nichts antworten.“

Ich hatte eben Kopfschmerzen. Heute ist es ja vorüber. Und wenn ich wieder einmal verstimme, — so unpäßig sein sollte, wenn ich nicht so lache und so sorglos sein kann, wie du es möchtest, so denke nur daran, daß dies keine vierundzwanzig Stunden währt. Man hat eben manchmal törichte Gedanken.“

„Gerade diese möchte ich dir abnehmen. Kann ich das nicht?“

„Nein, mein Guter, denn du würdest darüber vielleicht lachen, vielleicht —“ dann vollendete sie den Satz nicht, schüttelte heftig

den Kopf und endete: „Vahen wir das! Komme mir herein! Freiz ist für einen Augenblick ausgegangen; er wird aber sehr bald wieder zurückkommen!“

Sie führte ihn in das ihm bereits vertraut gewordene Speisezimmer. Als sie ihn dort für ein paar Augenblicke allein ließ, grübelten seine Gedanken noch etwas nach über den raschen Stimmungswechsel seiner Braut. Aber schließlich erkannte er doch, wie töricht er dabei handelte, denn heute war Ida Hartmann ja wieder die sonstige gute Seele, die er liebte, und gestern war sie eben von Kopfschmerzen bedrückt gewesen. Nur darüber konnte er nicht so rasch hinwegkommen, daß sie von trüben Gedanken gesprochen hatte.

Warum vertraute sie ihm diese nicht an? Sie mußte doch wissen, wie sehr er sie liebte. Und wenn sie seine Frau werden sollte, dann durfte zwischen ihnen doch gar kein Geheimnis stehen.

Da trat Fritz Hartmann ein, der den Freund herzlich begrüßte.

Die Eröffnung der Kunstausstellung im Glaspalaste stand bevor, an der sich Hartmann mit mehreren Werken beteiligen wollte, so daß darüber und über die Tätigkeit der Jury eine lebhafte Unterhaltung einsetzte, die sich noch fortspann, als Ida Hartmann bereits gedeckt und die Suppe aufgetragen hatte.

Erst als sie abtragen wollte, fragte Hartmann, mit einem Male auf ein anders Gesprächsthema überspringend:

„Hast du schon das Neueste gelesen? Gestern abend gegen fünf Uhr ist in unserem schönen München wieder einmal ein abscheuliches Verbrechen begangen worden.“

„Ich habe darüber noch nichts gehört.“

„Der Agent oder Direktor Manfred Löwenberg ist in seiner Villa am Bavariapark ermordet worden.“

Im gleichen Augenblicke war ein erschreckter Ausruf und unmittelbar darauf ein lautes Klirren zu hören.

„Was ist denn los?“

Die Augen von Hartmann und Hans Thorn blickten auf.

An der Tür stand Ida Hartmann; ihr Gesicht war so fahl, als wäre daraus der letzte Blutstropfen verschwunden. Auf dem Boden aber lagen die Scherben von Tellern, die ihrer Hand entfallen waren.

Beforgt sprang Hans Thorn auf Ida Hartmann zu.

„Was ist mit dir? Fühlst du dich wieder krank?“

Für ein paar Sekunden starrte sie ihn wie einen Fremden an, als erkenne sie ihn nicht mehr. Dann verzerrte sich ihr Gesicht. Sie zwang sich zu einem Lachen und antwortete:

„Das ist doch zu ärgerlich, wenn man so ungeschickt ist und die Teller fallen läßt, darüber muß man ja erschrecken.“

„So schlimm ist das nicht,“ antwortete ihr Bruder. „Bisher ist dir so etwas noch nie passiert und einmal muß auch damit der Anfang gemacht werden.“

Scherzend klang es, ohne irgendwelchen Vorwurf.

Und sie gab eine ebenso sorglose Entgegnung:

„Da wir aber nicht an Ueberfluß von Geschirr leiden, so hätte es nicht unbedingt sein müssen.“

So harmlos diese Worte auch klingen sollten, Hans Thorn glaubte in ihren Augen doch einen Blick zu sehen, der noch den überstandenen Schrecken verriet, und aus ihrer Stimme war ein Ton herauszuhören, der ihn an den Ton des vorausgegangenen Abends erinnerte.

Mit der Härlichkeit seiner Liebe fragte er:

„Ist es sonst nichts? Fehlt dir wirklich nichts?“

Mit großen Augen schaute sie ihn an, wie zögernd, und dann schüttelte sie den Kopf.

„Nein! Nichts fehlt mir, gar nichts außer den zerschlagenen Tellern. Du meinst es zu gut, Hans. Keine Sorge aber, denn du hast keine Ursache dazu.“ Die letzten Worte hatte sie etwas leiser hinzugefügt, da sie nur für Hans Thorn bestimmt sein sollten.

Dann bückte sie sich und füllte die Scherben in ihre Schürze. Als sie darauf aus dem Zimmer gegangen war, setzte sich Hans Thorn wieder zu Hartmann an den Tisch; aber so beruhigt...



König Ferdinand von Bulgarien.
Neueste Aufnahme in mazedonischer Nationaltracht.

auch ihre Worte gestungen haben möchten, er konnte doch die Frage nicht unterlassen:

„Weißt du auch sicher, daß Jda doch nicht krank ist? Gestern hatte sie Kopfschmerzen, und vorhin das auffallende Erschrecken.“

Aber Fritz Hartmann unterbrach den Freund:

„Jda ist nervös! Immer schon war sie es, seit sie wieder zu mir kam. Ich habe mich an diese Stimmungen wohl schon etwas mehr gewöhnt als du.“

„War sie denn nicht immer mit dir beisammen?“

„Erst seit drei Jahren lebt sie bei mir; vorher war sie doch Erzieherin im Auslande; sie kam erst kurze Zeit vorher, ehe ich dich kennen lernte.“

Dann trat Jda Hartmann wieder in das Zimmer, um den nächsten Gang des bescheidenden Mittagmahls aufzutragen. Von jenem Verbrechen aber und von Jda Hartmann selbst wurde nicht mehr gesprochen.

VIII.

Staatsanwalt Doktor Leo Rummel saß immer noch in seinem Ueberzieher an seinem Schreibtische; er hatte noch keine

Zeit gefunden, ihn auszuweichen, denn der Inhalt dieser Akten beschäftigte ihn derart, daß er an nichts anderes mehr dachte. Das wußte er nun: Der rote Schmetterling war Frau Erna Löwenberg.

Rascher als er es gedacht und erwartet hatte, war das Rätsel gelöst.

Aber er wußte noch mehr.

Die Verdachtsgründe, die vom Kommissäre Reher zusammengestellt worden waren, lasteten am meisten auf dieser Frau. Nach den Zeugenaussagen mußte zwischen den beiden Gatten Löwenberg ein unversöhnlicher Haß bestanden haben; manche Zeugen wußten sogar von brutalen Grausamkeiten, mit denen der Tote seine Frau zu seinem Willen zu zwingen versucht hatte. Nach jener von dem Dienstmädchen erlauteten Bemerkung mußte Manfred Löwenberg außerdem noch ein besonderes Machtmittel besessen haben, mit dem er Frau Erna derart an sich hatte fetten können, daß er davon sprechen durfte, nur der Weg über seine Leiche würde ihr die Freiheit bringen.

Welches Mittel dies sein mochte, darüber hatte sich vorerst noch kein Anhaltspunkt gefunden.

Die Antwort, die von Frau Erna gegeben worden war, war die Drohung der später erfolgten Tat.

Konnte diese Tat wirklich von dem roten Schmetterling, wie er ihn kennen gelernt hatte, geschehen sein?

Doktor Rummel dachte an die Begegnung auf dem Bahnhofspitze am vorhergehenden Abend. Mit welcher Sicherheit hatte sie ihn verleugnet! Die Gründe suchte er darin, daß sie sich bei ihrer Flucht nicht hatte aufhalten lassen wollen. Er war ihr als ein Hindernis in den Weg gekommen, weshalb sie ihn eben abzuschütteln versucht hatte.

Flüchtig hatte er über die Angaben von jener Fremden hinweggesehen, die sich bei dem Ermordeten kurze Zeit vor der Tat noch angemeldet hatte, ohne ihren Namen angeben zu wollen. Dafür wußte der Staatsanwalt eine Erklärung. Sie wollte mit Manfred Löwenberg eben eine geschäftliche Unterredung und hatte nur deshalb dem Mädchen den Namen verweigert.

Aber Frau Erna Löwenberg war entflohen. Er selbst war doch der sicherste Zeuge; er hatte sie zum Schalter hingehen sehen.

Was Manfred Löwenberg gefordert hatte, eine Fortsetzung des durch den angemeldeten Besuch unterbrochenen Wortwechsels, bei dem nach seinen eigenen Worten eines nachgeben mußte, war erfolgt; und dabei hatte Frau Erna Löwenberg die Freiheit gewonnen über seine Leiche, wie der Ermordete vorahnend gesagt hatte.

In Doktor Rummel sträubte sich aber etwas, an die Schuld der Frau Löwenberg zu glauben.



Die Prinzessinnen Endogla und Kadejda, die Töchter des Königs von Bulgarien in mazedonischer Nationaltracht.

Erna Löwenberg begegnet war, die Tat begangen haben?

Tatsachen! Damals hatte er sich schon für den Wert der Tatsachen gegenüber unnützen Grübeleien ausgesprochen. Und sie hatte deshalb etwas abweisend über ihn hinweggesehen.

Es schien, als wäre ihr damals bereits der Mann, der nach dem Wohin und Warum zu fragen pflegte, unbequem erschienen; einen Polizeidirektor hatte sie ihn genannt und damit fast die Wahrheit verraten.

Jetzt wollte er wieder nur die Tatsachen abwägen.

Entflohen war sie; das stand fest und Frau Erna Löwenberg hatte sicherlich nicht die Absicht, zurückzukehren.

Das Verlangen nach einer Wiederbegegnung, das ihre zierliche, schlanke Gestalt und ihre eigenartige Schönheit entfacht hatte, das aber eine schroffe Abfertigung erhalten, war nun einem anderen Gefühle gewichen.

Jetzt hatte er die Macht.

Und er konnte sofort einen Haftbefehl gegen Frau Erna Löwenberg wegen eines Verbrechens des Mordes fordern, der vom Ermittlungsrichter auch unterzeichnet werden würde; er würde auch die Richtung angeben können, nach der sie geflohen war, über Hof, Dresden, Berlin.

Vielleicht wollte sie von Berlin nach Hamburg auf ein Schiff, oder von Dresden über Breslau zur russischen Grenze?

In Gedanken sah er nochmals ihr stolzes Gesicht, die wegwerfende Geste, mit der sie ihn verleugnet und abgeschüttelt hatte!

Dann griff seine Hand nach der Feder und diese hastete über das gelbliche Altenpapier und forderte auf Grund des bisherigen Beweismaterials die Erlassung eines Haftbefehls.

Haftbefehl gegen Frau Erna Löwenberg wegen eines Verbrechens des Gattenmordes.

Mit dieser Forderung leitete er die Akten wieder nach dem Ermittlungsrichter, wobei er noch seine Ansicht über die vermutlichen Fluchtrichtungen der so schwer Beschuldigten hinzufügte.

Dann klingelte er dem Gerichtsdienner, dem er den Akt zur sofortigen Beforgung übergab. Seine erste Aufgabe in der wichtigen Sache war nun erledigt.

Aber im weiteren Verlaufe des Vormittags hatte der Staatsanwalt nicht mehr die Ruhe, um noch andere Aktenstücke zu erledigen. Seine Gedanken konnten von dem Fall Löwenberg nicht mehr fortkommen.

Der rote Schmetterling — eine Mörderin!

Was hatte Hans Thorn nicht aus dieser Frau zu machen versucht, dieser merkwürdige Troubadour, der noch in dieser Zeit Minnesänger finden wollte, die für die Erwählte auf Abenteuer ausgingen!

Was Hans Thorn wohl sagte, wenn er die Wahrheit zu hören

bekommen würde?

Und nun empfand es Doktor Rummel fast wie eine Genugtuung, daß er jenen geheimnisvollen Schleier, der bisher die Unbekannte eingehüllt, losreißen konnte.

Ihm erschien dies so wichtig, daß er nachmittags jenes Cafe aufsuchte, in dem Fritz Hartmann und Hans Thorn regelmäßig ein paar Schachpartien zu spielen pflegten. Er wollte ihnen als erster die Nachricht überbringen, die den Zauber, den für sie der rote Schmetterling vielleicht immer noch besitzen mochte, zerstören mußte.

Die beiden Freunde saßen bereits am gewohnten Tische beim Schachspiel.

Als Doktor Rummel die beiden begrüßte, rief ihm Hartmann zu:

„Du läßt dich hier bei uns sehr selten sehen! Was hast du uns Außerordentliches zu melden, daß du hierher kommst?“

„Ich weiß allerdings etwas, was euch sehr interessieren wird,“ war die Antwort, nachdem sich der Staatsanwalt an den Tisch gesetzt hatte.

„Und was wäre das?“

Das Spiel wurde dabei nicht unterbrochen, sondern Hans Thorn machte einen Springerzug, der die Königin bedrohte.

„Ihr habt doch den roten Schmetterling nicht vergessen?“
 „Ich habe die Bleistiftstudie zunächst mit Farben getönt.
 Es ist ein interessanter Kopf.“ Das war die Entgegnung Hart-
 manns, der nur noch an sein Bild dachte.

Hans Thorn nickte.

„Ich aber weiß jetzt, wer unser roter Schmetterling ist!“
 (Fortsetzung folgt.)

Vergeltung!

Eine Kriegserzählung von den Dardanellen.

Von Johanna Weiskirch.

(Nachdruck verboten.)

Durch die türkische Lande ging die Kriegstrommel und rief die Söhne Osmans unter die Fahne mit dem Halbmond und dem Stern. Da war nicht einer unter ihnen, der ihr nicht mit Freuden gefolgt wäre. Galt es doch, den alten Erbfeind, den Moskowiter, und mit ihm seine Verbündeten, zu bekämpfen. Galt es doch, diesen heiligen Kampf an der Seite derer zu führen, denen die Freundschaft der Türken schon lange gehörte, die ihnen zu Bundesgenossen im großen Völkerringen erwachsen: an der Seite der Deutschen! Stolz reckten sich die Söhne Osmans im Gefühl dieser von ihnen so heiß ersehnten Zusammengehörigkeit auf. Der kriegerische Geist ihrer Ahnen erwachte in ihnen und mit ihm der Glaube an ihr Kismet, das in diesem Falle: Sieg, Sieg und nochmal: Sieg! hieß. Das waren große, erhabene Tage in der Türkei, die der Mobilmachung, ganz besonders aber in der wunderbaren Hauptstadt, in Konstantinopel. Und sie wurde noch erhebender, als das Fetwa des Padischah und des Scheich ül Islam alle Anhänger des Propheten auf der ganzen Erde in den heiligen Krieg rief! Da mischte sich ein Rauschen wie von Koranblättern in den Schall der Kriegstrommel, und neben der Fahne mit dem Halbmond und dem Stern wehte die grüne Mohammeds.

Auch an die süßen Wässer von Asien hatte der Kriegsruf in eines der prächtigen Sommerhäuser, wie sie sich reiche und vornehme Türken dort so gerne im Schatten herrlicher Bäume und beim Murmeln silberheller Bäche bauen, seine heilige Begeisterung getragen. In dem hellgestrichenen, weitläufigen Holzhaus mit den grünen Läden und den mit zierlichem Schnitzwerk versehenen Balkonen und Veranden wohnte Zekki-Bey mit seiner Gattin, der sehr reichen Mürschide-Hamum, und dem einzigen Sohne Halil. Unter der zahlreichen Dienerschaft nahm Mehmed, ein in den vierziger Jahren stehender, prächtig gewachsener Kurde, den obersten Rang ein. Er war so eine Art Haushofmeister im Konak Zekki-Bey's. Die Sage ging von ihm, daß er einst in den Bergen seiner fernen Heimat, dem armenischen Hochland, als Räuberhauptmann berüchtigt und berüchtigt gewesen sei. Genauer wußte man aber nicht. Sicher war, daß Zekki-Bey und die Seinen, für die er zu jeder Zeit sein Leben gelassen hätte, wenn es notwendig geworden wäre, große Stücke auf ihn hielten. Ramentlich aber Halil, der, noch nicht lange der Kriegsschule entwachsen, im osmanischen Heere als junger Offizier diente. Diese fast patriarchalischen Verhältnisse zwischen der Herrschaft und dem Diener datierten aus der Zeit, da Zekki-Bey und die Seinen unter der Spionen- und der Günstlings-Regierung Sultan Abdul-Hamid's in der kleinasiatischen Verbannung schmachteten. Das war in Wan gewesen. Ueber ein Jahrzehnt hatte es gedauert, ehe die jungtürkische Revolution, die Sultan Abdül-Hamid entthronte, auch Zekki-Bey aus der Einöde armenischen Hochlandes befreite und er nach der heißgeliebten Vaterstadt am Goldenen Horn heimkehren durfte. Glücklicherweise war ihm gestattet worden, sein Weib und Kind mit in die Verbannung nehmen zu dürfen. Seine Mürschide war eine tapfere Frau, die um seinen und des kleinen Halil willen die Entbehrungen der

Verbannung klaglos auf sich nahm und zufrieden war, ihren Mann nicht, wie so viele andere Frauen, allein in die Verbannung ziehen lassen zu müssen. Dort in Wan, wo Zekki-Bey in einem etwas abseits stehenden kleinen Haus wohnte, hatte sich der kaum vierjährige Halil, auf kurze Zeit unbeaufsichtigt vor seiner Wärterin, aus dem Garten entfernt und war trotz allen Suchens für eine ganze Weile nicht zu finden gewesen. Schon hatten die verzweifeln Eltern geglaubt, ihrem einzigen Kinde, dem Glück und Inhalt ihres einsamen Lebens, sei ein Unglück zugestoßen, als Mehmed, Halil auf dem Arme, bei ihnen eingetreten war. Zutranlich hatte der kleine beide Mädchen um den Hals des breitschultrigen, hochgewachsenen Kurden gelegt und schloß fest auf seiner Schulter. Von da an war die Freundschaft geschlossen. In dem zügellosen Vergnügen, der seither überall und nirgends in den Felsen seiner Heimat zu Hause gewesen war, erwachte, je öfter er nach seinem Schützling sah, die Sehnsucht nach einem seßhafteren Leben, als er es bisher geführt hatte. Der schöne Knabe Zekki-Bey's hatte es ihm angetan, und dieser vergalt des Kurden Liebe mit einer gerabezu stürmischen Gegenliebe. Immer öfter kam Mehmed im Laufe der Jahre aus seinen Bergen und immer länger blieb er in Wan und wohnte in dem Raum, den ihm Zekki-Bey in einem Nebenbau seines Hauses angewiesen hatte. Dort saß dann Halil in seiner unterrichtsfreien Zeit viele Stunden und lauschte den Erzählungen aus Mehmeds abenteuerlichem Leben. Als nun eines Tages die Stunde der



Die Stadt Reims in der Champagne.
 Blick auf die Trümmer der Stadt.

Abjagung Abdul-Hamid's und mit ihr die der Befreiung Zekki-Bey's schlug, schien es den beiden Freunden Halil und Mehmed undenkbar, ohne einander leben zu können. Ramentlich Mehmed! Er warf sich vor Zekki-Bey nieder, küßte seine Füße und flehte ihn an, ihn doch mit nach Istanbul zu nehmen, wo er der Geringste unter seinen Dienern sein wolle. Seine Bitte wurde erfüllt, und so kam er in das weiße Haus an den süßen Wässern Asiens, das er zum vierten Male hatte für den Sommer einrichten helfen, als der Krieg ausbrach.

An einem Freitag, dem Sonntag der Türken, hatte Halil nach Beendigung des Semesters Urlaub erhalten, um sich von seinen Eltern zu verabschieden und sich zum Einrüden ins Feld zu rüsten. Jubel und Begeisterung trug er im Herzen, und sie klangen aus seiner

Stimme, da er berichtete, daß er bereits zwei Tage später nach Kleinasien und weiter hinein ins Land müsse, um die Bauten der Bagdadbahn vor der Zerstörungswut der Russen und Engländer schützen zu helfen. Da hatte sich Zekki-Bey hoch aufgerichtet und mit frohem, stolzem Klang seiner Stimme gerufen:

„Da werde auch ich mich dem Vaterlande zur Verfügung stellen und den geliebten Soldatenrud von einst wieder anziehen!“ Und Vater und Sohn waren einander ans Herz gesunken. Mürschide-Hamum zeigte sich auch da wieder als tapfere Frau. Kein Wort der Klage ließ sie angesichts der Begeisterung von Mann und Sohn laut werden. Nur die Hände stampfte sie fest zusammen, und es war ein Muttergebet, wie es frommer in einem Wort nicht ausgedrückt werden konnte, das sich auf ihren Lippen drängte: „Inschallah!“ („Wie Gott will!“)

Und Mehmed? Dem wallte das kriegerische Kurdenblut wild und heiß durch alle Adern, da er hörte, daß sein junger Herr, sein Halil-Effendi, in den Krieg müßte. Vielleicht gar in das Hochland, in dessen Tälern, Schluchten und Schläuchten er, Mehmed, mit verbundenen Augen die Wege und Stege kannte. Da war es für ihn ganz selbstverständlich, daß er mit Halil-Effendi, wie er den Sohn seines Herrn jetzt nannte, in den Krieg zog. Das hing nur vom Wunsche des jungen Offiziers ab, und daß der dafür war, unterlag für Mehmed nicht dem geringsten Zweifel. Aber es kam anders: Halil erklärte dem vor Kriegsbegeisterung flammenden Kurden, daß es ihm im Feld eine große Verhöhnung sei, wenn er ihn in der Nähe des Waters wisse, um ihn gut zu umsorgen. Da fügte sich Mehmed, aber sein Herz brannte in tausend Schmerzen, da Halil Abschied nahm. Seine ganze Leidenschaft-

da er das Amulett, das ihm die kaum gekannte Mutter am Tage der Geburt umhing, von seinem braunen Hals nahm und es Halil unter Segenswünschen umlegte. Dann war er fort und für den Rest des Tages nicht mehr zu sehen.

Acht Tage später begleitete er seinen Herrn an die Dardanellenfront. Zeffi-Bey war als Bin-Baschi (Hauptmann) seinem alten Regiment, dem er vor der Verbannung mit Leib und Seele angehört hatte, eingereiht worden und hatte sich in einem der ersten Kämpfe bei Kum-Kaleh derartig ausgezeichnet, daß er zum Pascha befördert wurde. Und Mehmed wurde Zeffi-Baschi (Feldwebel). Das war ein stolzer Tag in seinem Leben. Da er Zeffi-Pascha zu seiner Beförderung beglückwünschte und den Saum seines Waffenrocks lüftete, meinte er, nun fehle nur noch die Nachricht, von Halil-Effendi, daß er gesund sei und es ihm gut ginge, um ihn wünschlos glücklich zu machen.

Aber Woche um Woche verging, ohne diese heißersehnte Nachricht zu bringen. Die osmanischen Heere, an deren Spitze die tapferen deutschen Bundesbrüder für die gemeinsame Sache kämpften, schritten von Sieg zu Sieg auf allen Fronten, und Sultan Mohammed hatte schon den Beinamen Ghafi (der Siegreiche) angenommen. Aber noch immer war die von Halil schon seit Wochen erwartete Nachricht nicht da. Zeffi-Bey konnte unter der Ungewißheit über des Sohnes Schicksal wohl kaum mehr leiden, als es Mehmed tat, der auf seine tausendmal gestellte Frage, was wohl Halil-Effendi mache, immer die selbe Antwort von seinem Herrn bekam: „Allah bilir, Mehmed!“ (Gott weiß es, Mehmed!).

Aber eines Tages, da das jubelnde Siegesgeschrei osmanischer und deutscher Soldaten aus den Batterien der Forts von Kilid-Bahr die Echo an den Felsenwänden wedte und die Möven von ihren Brutstätten scheuchte, hielt Zeffi-Pascha einen Brief in der bebenden Rechten, der ihm den Heldentod des einzigen Sohnes meldete. Da, wo er einst als Kind in der Verbannung gelebt und als heranreifender Mann für seines Vaterlandes Größe und Freiheit kämpfte, streckte ihn eine englische Kugel in den Sand. Ueber Zeffi-Paschas Lippen brach ein Stöhnen und aus seinen Augen fielen brennende Tränen in seinen Bart, da er Mehmed die Mitteilung vom Heldentod des Sohnes machte. Einige Augenblicke stand der Kurde da, als ob er nicht recht verstanden hätte, als ob er gelähmt sei. Dann schrie er auf, laut und gellend, wie eine Wdlermutter seiner Heimat, felsen, der man die Jungen rauben will. Dann warf er sich zu Boden nieder und flehte, das schmerzentsetzte Angesicht nach Mekka zu wendend, in furchterweckender und doch ergreifender Weise zu Allah um Vergeltung. Schauerlich klang es in die jauchzenden Freuden ausbrüche der Kameraden. Dann rutschte er demütig wie ein Hund auf den Knien zu seinem Herrn, der das Antlitz in die Hände vergraben, da stand, und verharrte in minutenlangem Schweigen zu seinen Füßen. Da er sich aber erhob und rückwärts aus dem kleinen Festungsgemach schritt, schien seine mächtige Gestalt noch Zoll um Zoll in die Abenddämmerung hineinzuwachsen.

Tage waren vergangen. An der Dardanellenfront war Kampfesruhe eingetreten: die Ruhe vor dem neuen Sturm! Man sah es an den Bewegungen der Feinde bei Kaba-Tepe im Golf von Saros, daß sie sich zu neuem Ringen um den Eingang zum Kleinod der Türken, zu Konstantinopel, rüsteten. Die Festungsbefähigung von Kilid-Bahr und die an der Küste bei Telle lagernden osmanischen Truppen sahen mit stoischer Ruhe und im unerschütterlichen Siegesbewußtsein den Dingen entgegen, die sich im feindlichen Lager vorbereiteten.



Der in der englischen Armee neu eingeführte Stahlhelm.

Nachdem die französische Deeresleitung den Stahlhelm eingeführt hat, erfolgte jetzt dessen Einführung bei der englischen und belgischen Armee. Der Stahlhelm gewährt einen guten Schutz gegen Gewehr- und Schrapnellkugeln.

Tag und Nacht hin und her, dem dauerte es viel zu lange, bis sich der Kampf entspann. Unzählige Male trat Mehmed in den Ausguck der äußersten Batterie und schaute über die Halbinsel Gallipoli hinüber nach der vom grellen Licht der Sommer Sonne überglüherten Bucht von Saros. Nicht ein Atemzug ging über seine Lippen, der nicht in heißem Schmerz und wildem Jörn um Rache, um Vergeltung für den gefallenen Sohn seines Herrn schrie. Tausendmal ballten sich seine Hände zu Fäusten, daß die Sehnen wie Stride hervortraten, und in seinen Augen war ein Funkeln, daß die hungrigen Wölfe seiner Heimat in den Lichtern trugen. Jedermal, wenn Mehmed in das trauervolle Antlitz Zeffi-Paschas sah, knirschten seine Zähne aufeinander wie der Meeres sand unter Menschen schritten. Endlich, nach einer Woche, da die aufgehende Morgenröte das Meer und die Küsten rosig erglänzen machte, tauchte eine Anzahl feindlicher Schiffe am Horizont auf, die näher und näher schwammen und unter dem Feuer ihrer Geschütze neue Truppen zur Stärkung ihrer Küstenbefähigung zu landen versuchten. Kaum flogen ihre ersten Granaten nach Kilid-Bahr, da sausten ihnen auch schon die Geschosse der türkischen Mörser um die Masten und rissen sie zu Splintern. Zur Verstärkung der türkischen Landheere begab sich ein Teil der Festungstruppen auf den Kampfplatz. Unter ihnen, die von Zeffi-Pascha befehligt wurden, Mehmed. Ihm hatte der Donner der ersten Kanone eine Erlösung ohnegleichen bedeutet. Ein jubelndes: „Schütür, Allah!“ (Gott sei Dank!) kam aus seinem Munde, da er, als die Mittagssonne hochstand, dem Feind nahe war. Und dann kam eine Ruhe über ihn, unter der sein Angesicht steinern ausah. Durch die Reihen der bereits mit seinen Kameraden kämpfenden Engländer gingen seine Blicke und blieben auf zwei hochgewachsenen blonden jungen Männern haften, denen man die Zwillingsbrüder ansah, da sie einander zum Verwechseln gleichen. Er fühlte, daß sie eines Vaters Stolz, einer Mutter Glück sein mußten, und vor seinem Geiste standen die trauernden Eltern Halils. Den jungen gefallenem Gelben zu rächen, mußte er die beiden blonden Krieger treffen, es mochte gehen, wie es wollte. Er sah nur die beiden, während er, blindlings um sich hauend und stehend, in ihre Nähe zu kommen suchte. Er mußte, mußte sie töten, die zwei für den einen, den er mehr geliebt, als einen Menschen auf Erden. Das durfte Allah ihm nicht verwehren! Da war er ihnen nahe gekommen, sah ihre hellen Gesichter mit den blonden Haaren und den blauen Augen vor sich, und stürzte sich mit hocherhobenem Dolch auf sie. Weider Herzblut trank der Küstensand Gallipolis und da er es sah, jauchzte Mehmed zum zweiten Male: „Schütür, Allah!“ Und dann fiel eine Bitte, wie er sie heißer nie gesprochen, mitten im Kampf, gestammelt von seinen Lippen zu Allah empor: seinen Herrn und ihn aus der Schlacht lehren zu lassen, damit er ihm erzählen könne, wie, um den einen Heißgeliebten zu rächen, Vergeltung an zwei Söhnen einer Mutter genommen habe.

Deutsche Mutter.

„Nun, Mutter, einen letzten Kuß,
Reich' mir die Hand zum Scheiden!
Der König rief, wein' nicht, ich muß
Fürs Vaterland nun streiten.
Drei Brüder zogen schon hinaus,
Mich leidet's länger nicht zu Haus!“

Die Mutter sieht den Jüngsten ziehn
Hebt zum Gebet die Hände:
„Er ist so jung, Gott, schütze ihn,
Mach' bald dem Krieg ein Ende.
Vier Söhne zogen nun hinaus, —
Wann kehren sie ins Vaterhaus?“

„Vier Söhne stehn in blut'ger Schlacht,
Mir will das Herz oft brechen.
Doch nimmer hab' ich laut geklagt,
Mit Gott nur will ich sprechen;
Heb' zu ihm Herz und Hände,
Daß er es glücklich wende.“ —

„Und sollt' ich keinen wiedersehn, —
Nicht will ich jammernd klagen.
Laß Deutschland bloß nicht untergehn,
Herrgott, und hilf mir's tragen! —
Vier Söhne stehn fern im Feld — —
Ich fag' mich still, — wie's Gott gefällt!“

Behdors-Sieg.

Pet. Müller.

Sprüche.

Die Zungendrescher
Fördert nur Stroh und Spreu.

Es kommt darauf an, daß man die reale Macht in Händen hat und sie ohne Uebermut und ohne Schwäche braucht.

Die Sprache und der Krieg. In der „Zeitschrift für den deutschen Unterricht“ macht Wilhelm Becher in einem beachtenswerten Aufsatz auf die mancherlei inneren und äußeren Wechselbeziehungen zwischen der Sprache und dem Kriege aufmerksam. Durch den Krieg, so führt er eingehend aus, erfährt die Sprache manche Bereicherung, aber auch manche Schädigung. Zu den Vorteilen rechnet Becher vor allem die Tatsache, daß Angehörige der verschiedenen Mundarten zueinander in enge Gemeinschaft kommen und ihr Sprachgut austauschen. Aus den Mundarten wird die Schriftsprache bereichert, indem mundartlich gefärbte Verichte oder einzelne Ausdrücke in den allgemeinen Gebrauch übergehen. Andererseits befestigen sich Kenntnis und Gebrauch der Schriftsprache und Gemeinsprache in den Kreisen derer, die in den Fesseln der Mundart und der Berufssprache stecken. Als ein weiterer Vorteil, den der Krieg mit sich bringt, ist zu betrachten, daß, wer einen Befehl ausgibt, oder wer eine Meldung erstattet, sich so klar ausdrücken muß, daß Zweifel und Mißverständnisse ausgeschlossen bleiben. Damit wird die Klarheit der Sprache gefördert. Drahtnachrichten, Meldungen, Befehle sollen kein überflüssiges Wort enthalten. Dieser Zwang führt zur rechten Knappheit in der Sprache. Auch auf der anderen Seite bringt der Krieg manchen Schaden für die Sprache. So bringen die aus Feindesland heimkehrenden Krieger fremdes Sprachgut mit, und ebenso wird durch die berufsmäßige und außerberufsmäßige Berichterstattung manches Fremde in die deutsche Sprache hineingetragen. Wenn die Notwendigkeit der Sprachklarheit rühmend hervorgehoben wird, so ist dagegen zu beklagen, daß hinter dieser Notwendigkeit das Bemühen um Sprachreichtum, um Sprachschönheit, ja sogar um Sprachrichtigkeit verschwindet. Die Hauptsache ist, daß der

andere versteht, was man will — da können ruhig ernste Fehler in Wortbeugung und Satzgefüge mit unterlaufen. Sprachliche Abschleifungen aus der Mundart setzen sich unter diesen Umständen schneller durch,

und indem diese Briefe immer und immer wieder gelesen werden, bringen die Mißbildungen ins Volk ein. Becher schließt seine Darlegungen mit der ernststen Mahnung an die Hüter der Sprache, sich ihres Verantwortungsgefühles bewußt zu sein: den Nutzen, den die Sprachentwicklung vom Kriege haben kann, zu fördern, dem Schaden zu wehren.

Einfach. Zwei Rekruten unterhalten sich über Gegenwart und Zukunft: „Was ich mir gar nicht vorstellen kann, ist, wie so einmal auf so ungeheuren Fronten ein Waffenstillstand zustande kommt.“ — „Aber, Mensch, das steht doch im Instruktionssbuch; es wird einfach kommandiert: Seht die Gewehre zusammen, wegtreten!“

Kriegsrat. „Was? Sie wollen Offizierstellvertreter sein — mit Ihren achtzig Jahren?“ — „Aber gewiß doch! Früher haben immer der Bürgermeister, der Kreisarzt und der Herr Oberleutnant jeden Abend zusammen im „Löwen“ Stat gespielt — und seit der Herr Oberleutnant im Felde steht, vertret' ich seine Stelle!“

Übergläubige. Zwei Landstürmer in der Etappe: „Weißte, mit wem ich heut' gesprochen hab'?“ mit 'ner Zigeunerin; und sie hat mir auch wahrgesagt.“ — „Na, wat denn?“ — „Ein großer Kommet wird kommen, in drei Tagen; und vier Tage drauf geht die Welt unter, hat sie gesagt, die Zigeunerin. Also in eener Woche is der Weltuntergang.“ — „In eener Woche? Dann seht mir det jar nicht an. In eener Woche kriege ich Urlaub, da bin ich bei meiner Tante in Stettin.“

Rätsel.

Was zu sein nicht ziemet dem Mann,
Zeig' ich durch mein Wort dir an;
Wirf das erste Zeichen weg,
Eine Pflanze siehst du dann,
Die bei Kranken weit und breit
Sich des besten Ruf's erfreut.

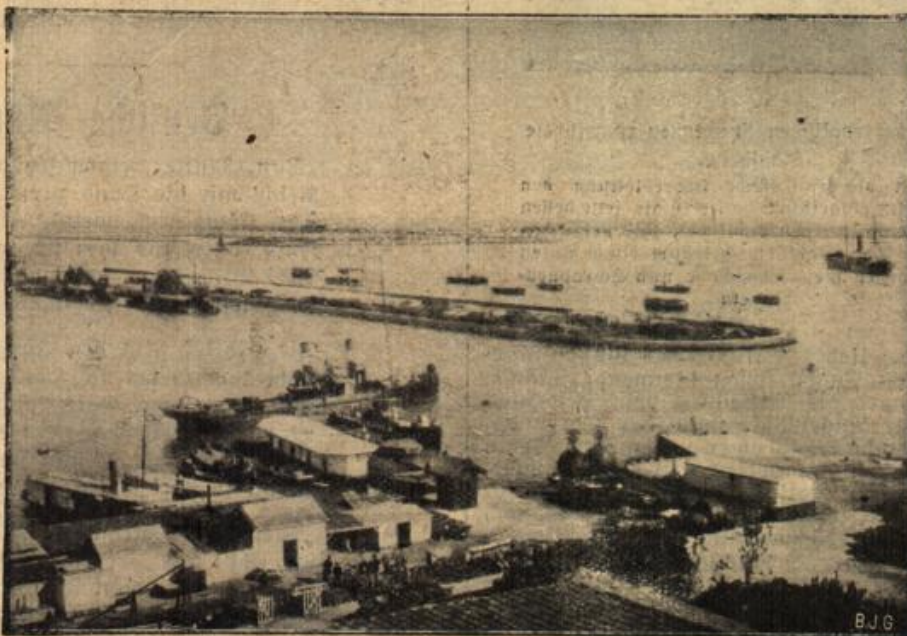
Auflösung des Rätsels in voriger Nummer:
Abwerfen.

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten.
(Gesetz vom 19. Juni 1901.) Verantwortl. Redakteur
L. Kellen, Bredeneß (Ruhr). Gedruckt u. herausgegeben von Bredehult & Korten, Essen (Ruhr).



Der bedrohte Suezkanal.

Das Kuppelgebäude der Suezkanalgesellschaft in Port Said am Eingange des Kanals.



Der bedrohte Suezkanal.

Der Eingang des Kanals bei Port Said.

als im Frieden. Ein anderes Uebel: die Sprache verwildert. Im Kriege muß es mit Reden und Schreiben äußerst rasch gehen, darunter muß die Form leiden. Welche Mißbildungen der Sprache entstehen bei den vielen Drahtnachrichten und bei den knapp gehaltenen Feldpostbriefen!